

1

DIE EISERNE LATERNE

Mit angezogenen Beinen kauerte Lucien da, umklammerte seine Knie und lauschte. Die Stille draußen war so tief, vollständig und lähmend, dass er nichts kannte, was ihr glich. Als wäre die Welt selbst verschwunden und alles Lebendige mit ihr. Nur wenn er beide Hände auf die Ohren presste, hörte er das Geräusch seines eigenen Herzschlags und wusste: Er lebte noch.

Den Blick hatte er starr auf die kleine Laterne vor sich gerichtet, deren Lichtschein kaum bis in die Ecken des Kellers drang. In seiner Erinnerung hielt seine Mutter die Laterne. »Du wartest hier, bis wir zurückkehren«, sagte sie. »Sorg solange dafür, dass das Licht weiter brennt.« Jetzt war die Mutter fort, ebenso wie sein Vater, seine Geschwister und viele andere. Sie waren gegangen, um die Nebelbestie zu vertreiben, ehe die Weiße Dame sie auf das Dorf hetzte, um es zu verschlingen. Nur er, hatten sie gesagt, sei zu klein, um zu kämpfen.

Er war allein.

Wie lange schon?

Warum waren die Ritter vom Orden der Eisernen Laterne nicht gekommen? Vater Téodore hatte ihnen doch eine Botschaft in die Heilige Stadt geschickt. Hieß es nicht, dass sie denen halfen, die in Not gerieten?

Die Kerze in der Laterne flackerte und mit ihr das, was von Luciens Welt übrig war. Er zitterte vor Kälte, aber noch mehr vor Furcht. Sobald das Licht erlosch, gab es nichts, was den Nebel fernhielt. Dann würde die Bestie auch ihn holen.

Ich muss fliehen, solange ich kann.

Der Gedanke, fortzulaufen, seine Familie im Nebel zurückzulassen, war unerträglich. Und seine Mutter hatte doch gesagt, er solle warten! Lucien stellte sich vor, wie sich ihre Schritte näherten, wie sie die Kellerluke öffnete und ihr Gesicht über ihm erschien. Sie streckte die

Arme nach ihm aus, und er rannte auf die Leiter zu. So sehr wünschte er sich, sie möge zu ihm zurückkommen, dass es wehtat.

Aber die Stille hielt an. Keine Schritte, nichts.

Und als er die Augen öffnete, die Tränen abwischte und den Blick hob, sah er, wie sich dünne Nebelfäden wie Ranken durch die Spalten der Luke schoben.

Er unterdrückte einen Aufschrei, fasste nach der Laterne und stolperte zurück, bis er mit dem Rücken gegen die Wand stieß. Der metallene Griff fühlte sich glutheiß in seiner Hand an. Einige Herzschläge lang starrte er auf die Nebelranken, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können. Dann nahm er, verzweifelt und entschlossen, den Griff der Laterne zwischen die Zähne, achtete nicht auf den sengenden Schmerz, hangelte sich die Leiter hinauf und stieß mit beiden Händen die schwere Luke auf. Obwohl sie sonst ächzte und polterte, öffnete sie sich jetzt fast lautlos.

Der Nebel wich vor dem Licht zurück. Lucien blickte wild um sich. Er stand im Wohnraum der Hütte. Eine Tür führte in den Gemüsegarten. Von dort drang der Nebel herein, aber einen anderen Weg hinaus gab es nicht. Er hatte zu lange gewartet. Dennoch zwang er sich, einen Schritt vor den anderen zu setzen, auf die Tür zu.

Halt – was, wenn draußen die Bestie schon auf ihn lauerte?

Seine Eltern und Geschwister hatten alles mitgenommen, was als Waffe infrage kam. Lucien griff nach dem Holzschwert, das seine Mutter für ihn geschnitzt hatte, als er noch kleiner gewesen war. Ritter hatte er damit gespielt. Auch wenn er jetzt zu alt war für solche Spiele, hatte er es aufbewahrt. Als er die Hand um das kühle Holz schloss, war es, als sähe er wieder das Gesicht seiner Mutter. Diesmal gab ihm der Gedanke Kraft.

Die Laterne vor sich wie einen Schild, öffnete er die Tür und betrat den Garten. Erneut zog sich der Nebel vor dem Licht zurück, eine grauweiße, undurchdringliche Masse. Sobald sich Lucien einige Schritte vom Haus entfernt hatte, sah er kaum noch etwas bis auf das feuchte Gras unter seinen Füßen, alles Übrige verschwand im Nichts. Dennoch stolperte er voran. Dabei hörte er weder seinen Atem noch das Geräusch seiner Schritte, als wäre er selbst ein Gespenst.

Wohin konnte er gehen? In die Kapelle? Nein – seit Vater Téodore tot war, hatte der Nebel auch sie eingehüllt. Einen anderen sicheren Ort im Dorf gab es nicht. In den Wald? Von dort war die Bestie gekommen.

»Hallo? Ist jemand hier? Irgendjemand?« Es war, als spräche er in ein erstickendes, weiches Tuch hinein.

Keine Antwort. Das Gefühl, der einzige Mensch auf der Welt zu sein, lähmte ihn. Seine Finger krampften sich um den Griff des Holzschwerts.

Seine Mutter – und alle anderen – was war mit ihnen passiert?

Nicht stehen bleiben. Er musste weiter, ein Versteck finden.

Nur einzelne Teile der Häuser – Dächer, Schornsteine – ragten grau aus dem Nebel hervor. Obwohl sie ihm vertraut sein sollten, wirkten sie wie eine fremdartige Landschaft, die er bisher nie betreten hatte. Er musste sich mitten im Dorf befinden, aber schon jetzt hatte er die Orientierung verloren. Oder – der Gedanke schoss ihm durch den Kopf – war das gar nicht sein Zuhause, war das ein ganz anderes Dorf?

Singe, wenn du Angst hast, hatte seine Mutter gesagt, *und die Angst wird verschwinden*. Und Lucien begann zu singen, das nächstbeste Lied, das ihm einfiel.

»Auf einem Baum ein Kuckuck,
sim sala dim bam ba sala du sala dim,
auf einem Baum ein Kuckuck saß.«

Der Nebel verschlang die Melodie fast sofort, doch sie gab Lucien Mut. Das Lied erinnerte ihn an glückliche Abende, in denen er es gemeinsam mit seinen Eltern vor dem Feuer gesungen hatte.

»Doch als ein Jahr vergangen,
sim sala dim bam ba sala du sala dim,
doch als ein Jahr vergangen war ...«

Er verstummte. War da ... ein anderes Geräusch gewesen? Nein, er hatte es sich nicht eingebildet. Zuerst war es nur leise wie das Rascheln von trockenem Laub, doch es wurde lauter, näherte sich. Lucien spürte es mehr, als es zu sehen, als würde die Stille dichter. Und in ihr formte sich etwas Gewaltiges. Es folgte ihm.

Entsetzen erfasste ihn. Der kurze Trost, den ihm das Lied gesendet hatte, war vorüber. Wie von selbst begann er zu rennen, in den Nebel hinein. Die Laterne flackerte, und sofort schien der Raum um ihn zu schrumpfen. Die Luft wurde kälter. Schwere Schritte stapften hinter

ihm durch das Gras, erschütterten den Boden. Nun hörte er deutlich ein dünnes Klagen vieler Stimmen, dazu ein Keuchen und Knurren.

Die Nebelbestie.

Sie würde ihn verschlingen!

Lucien rannte. Er wollte sich nicht umblicken, wollte nicht hinschauen, aber das Grauen schien Kontrolle über seinen Körper zu gewinnen. Es zerrte an seinem Kopf, brachte ihn dazu, sich umzudrehen.

Der Leib des Ungeheuers wirkte unförmig, wie zufällig aus Erdklumpen, Pflanzen und lebendigen Wesen zusammengesetzt. Hoch ragte es vor ihm auf. Lucien sah weder Kopf noch Beine, und trotzdem bewegte sich die Bestie vorwärts. Sie verbreitete fahle, dunstige Helligkeit mit einzelnen glimmenden Stellen wie Tautropfen an einem Spinnennetz. Das mussten die Seelen sein, die die Bestie verschlungen hatte. Vater Téodore hatte es einmal erklärt: Was der unheilige Nebel umfing, verdrehte und brach er, dem kehrte er die Innenseite nach außen, sodass sogar die Seele außerhalb des Körpers lag.

Dann sah Lucien die Gesichter, die aus dem Leib der Kreatur wuchsen. Gesichter, die er kannte. Julie, die Nachbarin, die ihm im Herbst immer süße Birnen aus ihrem Obstgarten geschenkt hatte. Sie war zusammen mit seinen Eltern fortgegangen, um das Dorf zu schützen, nur mit einem Stock bewaffnet. Und dort – war das nicht der struppige Bart von Opa Bois?

Und ... seine Mutter.

Ihre Augen waren geschlossen, und die Hälfte ihres Gesichts fehlte.

Lucien ließ die Laterne fallen. Sie erlosch im Gras.

Dunkelheit.

Nur der bleiche Schein der Seelen blieb. Langsam glitt er auf Lucien zu. Etwas Frostkaltes berührte seine Brust wie eine tastende Hand.

Er schrie auf. Dann fand er die Kraft, mit dem Holzschwert zuzustoßen, als wäre es eine richtige Waffe, und die Berührung löste sich auf. Mit einem trockenen Schluchzen warf sich Lucien herum und rannte weiter.

Seine Welt und alle, die er geliebt hatte, waren Teil des Nebels geworden. Warum blieb er nicht stehen und überließ sich ebenfalls seiner Umarmung? Dann war er wenigstens nicht länger allein. Sein Körper war gefühllos, sein Verstand leer. Wenn diese Betäubung schwand, würde der Schmerz kommen, das wusste er, und dieser Schmerz wäre größer, als er ertragen könnte. War es nicht leichter, gleich aufzugeben?

Gib auf.

Plötzlich schimmerte ein gelblicher Lichtschein auf. Zunächst traute Lucien seinen Sinnen nicht, aber es war keine Täuschung: Laternen. Sie bewegten sich, obwohl kein Wind wehte, und das bedeutete: Jemand trug sie. Dort mussten Menschen sein.

Blindlings stolperte Lucien auf das Licht zu. Je heller der Schein der Laternen wurde, desto weiter blieb die Nebelbestie hinter ihm zurück. Er sah nun, dass es ein Trupp Männer und Frauen in Rüstungen war, schwer mit Gepäck beladen. Der Anführer saß auf einem Pferd.

Die Laternenritter. Sie waren endlich gekommen.

Lucien, atemlos und außer sich, prallte gegen die Brust des zottigen Schimmels. Der tröstliche Geruch nach Pferdefell und Heu füllte seine Nase. Das Pferd scheute und wich mit angelegten Ohren zurück.

»Oha, hoppla!« Der Mann zügelte seinen Schimmel, stieg ab und leuchtete Lucien ins Gesicht. »Wen haben wir da?«

Er sah nicht so aus, wie sich Lucien einen Ritter vorgestellt hatte, denn er war klein und dicklich und kein bisschen beeindruckend. Aber er trug ein richtiges Schwert am Gürtel. Wenigstens darin glich er einem Ritter aus den Geschichten. Ein weißer Umhang mit Wappen – eine graue Laterne, in der eine rote Flamme brannte – wehte ihm von den Schultern. Er beugte sich zu Lucien hinab und schob das Visier seines Helms hoch. Darunter hatte er ein freundliches, rundes Gesicht wie Vater Téodore und einen Stoppelbart. In seinen dunklen Augen schimmerte Besorgnis.

»Bist du aus diesem Dorf, Chapelle-au-val? Wie heißt du?«

»L ... Lucien.« Seine Zunge wollte ihm nicht gehorchen. »Bestie ...« Mit Mühe hob er die Hand und wies in den Nebel. Der Blick des Ritters folgte seinem ausgestreckten Finger. Seine Augen wurden schmal, aber er blieb so ruhig wie zuvor.

»Mein Name ist Sire Cuno vom Orden der Eisernen Laterne. Es ist gut, dass du so schnell gerannt bist, Lucien. Sind da noch andere außer dir? Andere ... Kinder?«

Lucien schüttelte den Kopf. »Alle fort. Meine Mutter ... sie ... die ... die Bestie hat ...«

Sire Cunos Hand drückte seine Schulter. Sie steckte in einem gepanzerten Handschuh, fühlte sich kalt und schwer an, doch die Berührung tat gut. Lucien spürte sofort, wie sein Atem freier ging. Die Todesangst fiel von ihm ab.

»Du bist bei uns in Sicherheit«, sagte Sire Cuno. »Schau dich jetzt nicht mehr um.« Seine Mundwinkel kräuselten sich in einem Lächeln, das ein wenig traurig wirkte. »Du scheinst dein Licht verloren zu haben, Junge, aber zum Glück trägst du eines im Namen.«

Lucien empfand das Bedürfnis, sich an den Mann zu klammern und nicht mehr loszulassen, doch er kämpfte es nieder. Er war kein kleines Kind. Und er durfte die Ritter bei ihrer Mission nicht behindern.

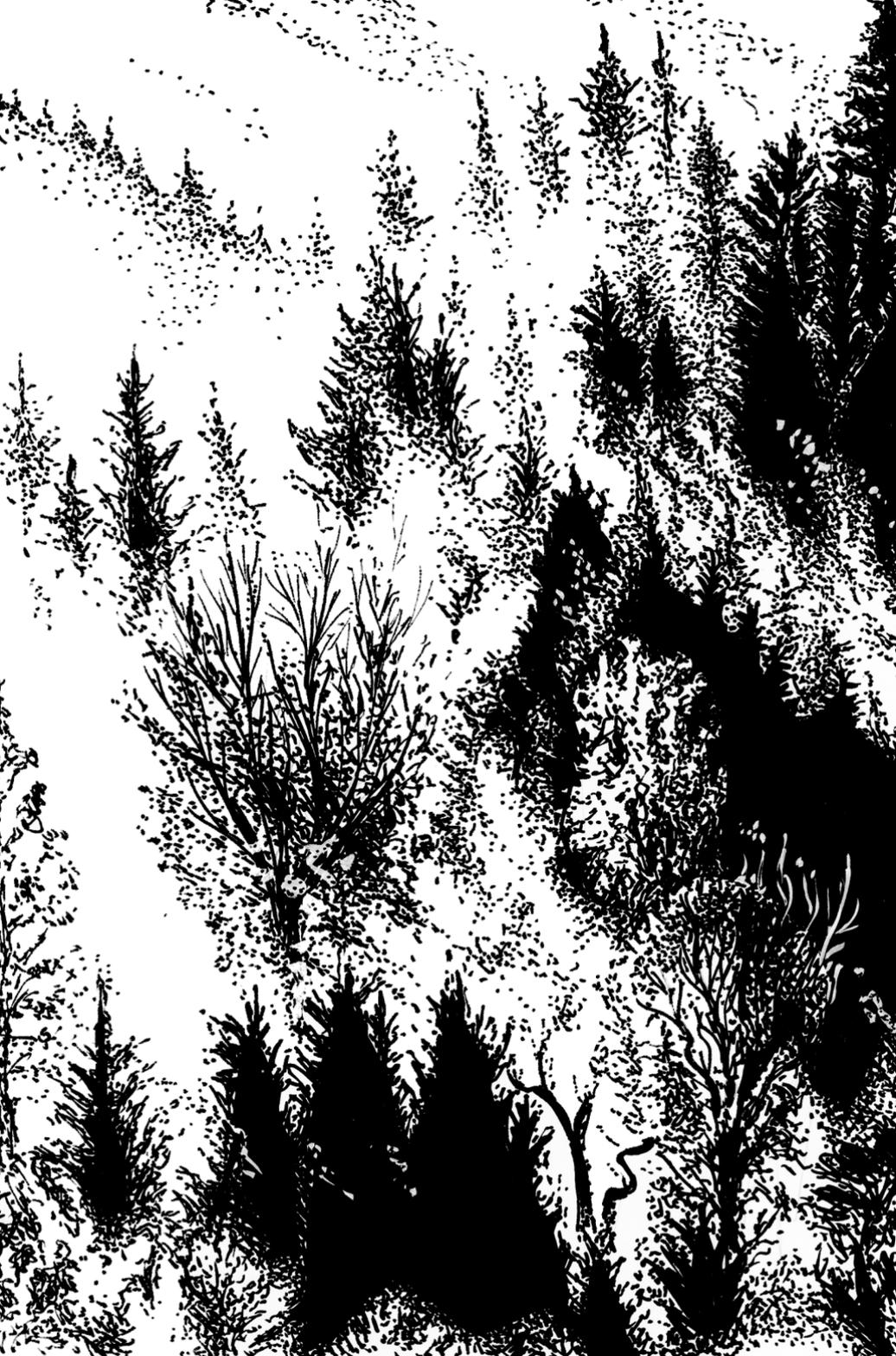
»Vincent, du bleibst zurück und kümmerst dich um ihn, während wir kämpfen.« Sire Cuno winkte einen schlaksigen Jungen herbei, der ebenfalls mit einem Schwert bewaffnet war, aber im Gegensatz zu den anderen voll gepanzerten Rittern keinen Helm und nur ein einfaches Kettenhemd trug. Sein glattes, dunkles Haar war im Nacken zusammengebunden. Trotz des tiefen Ernstes, der ihn umgab, schien er Lucien kaum älter zu sein als er selbst. Ohne Fragen zu stellen, streifte der Junge seinen Umhang ab, ging neben Lucien in die Hocke und hüllte ihn darin ein.

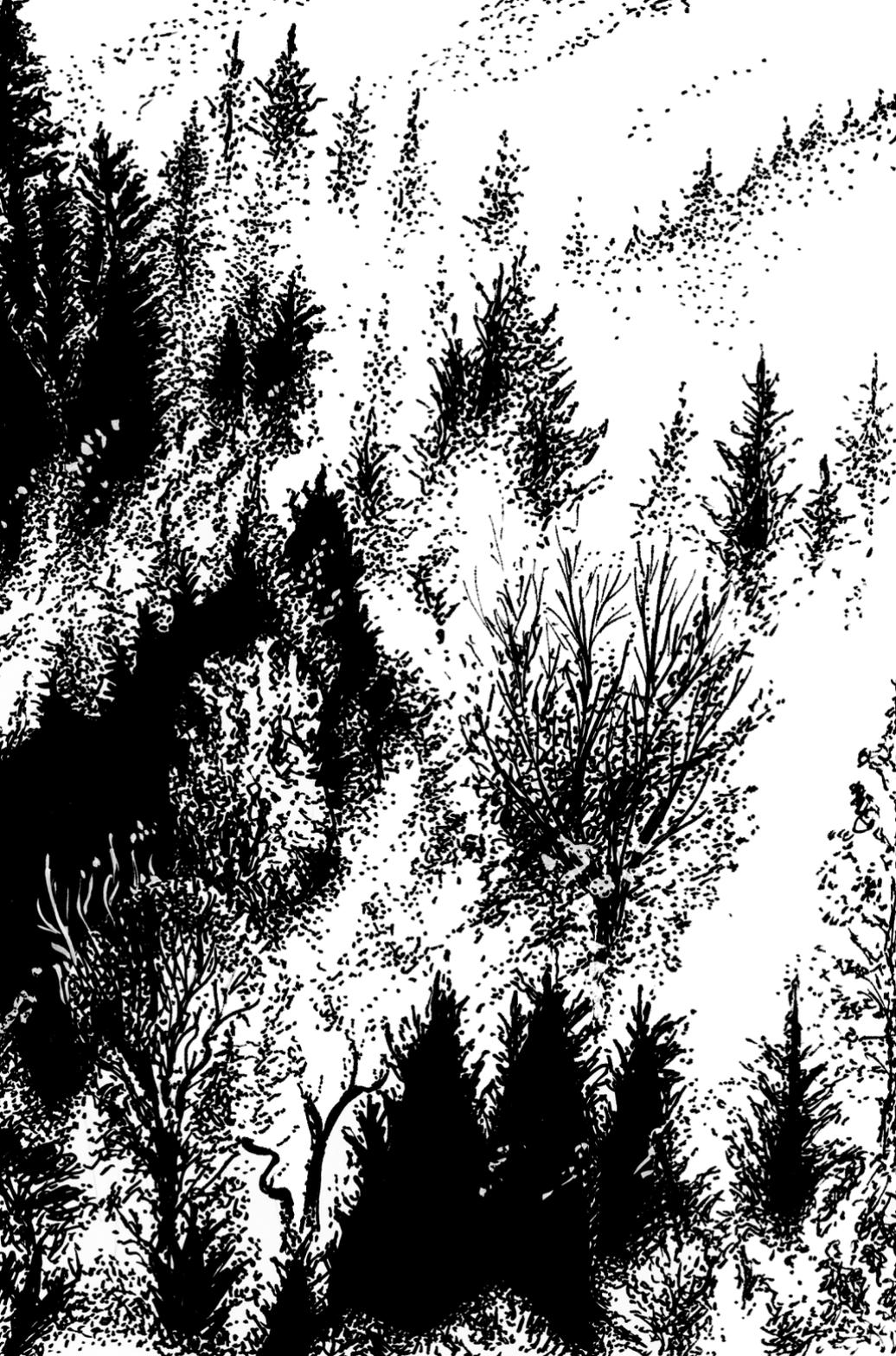
Lucien kroch in den Umhang hinein wie in eine schützende Höhle.

Sire Cuno nickte ihm noch einmal zu und wandte sich ab. Die übrigen Männer und Frauen versammelten sich um ihn.

»Möglicherweise hat sich die Bestie das ganze Dorf einverleibt«, sagte Sire Cuno zu ihnen. »Sie ist dem Jungen gefolgt, und sie muss noch in der Nähe sein. Wir werden sie erledigen. Zum Angriff! Für den Ruhm unseres Ordens!«

Er zog sein Schwert, und die Klinge glänzte silberhell. Jetzt sah er doch so aus, wie sich Lucien einen Ritter immer vorgestellt hatte.





2

FETZENSEELE

Der Junge begriff nicht, was vor sich ging. Eben noch war er in den Abgrund der Hölle gestürzt worden, und die Verdammten – oder waren es Dämonen gewesen? – hatten versucht, ihn zu fressen. Sie hatten ihn gepackt, zu Boden geprügelt, und hätte er sich nicht gewehrt, hätten sie ihn wohl bei lebendigem Leib verschlungen. Dann zogen ihn dieselben Wachen, die ihn hinabgeworfen hatten, an einem Seil wieder hinaus, und nun war er hier, in dieser Kammer aus Stein. Gekrümmt kauerte er da und presste eine Hand auf die Seite, wo jeder Atemzug einen stechenden Schmerz auslöste. Er war an Schmerzen gewöhnt, aber dieser versetzte ihn in Panik. Er konnte nicht atmen. Er konnte nicht rennen und noch immer nicht fliehen.

Schritte näherten sich, die Tür schwang quietschend auf, Licht strömte in die Kammer. Der Junge wich zurück und kniff die Augen zusammen. Er war bereit, um sein Leben zu kämpfen, so wie eben im Abgrund. Die schwarze Silhouette eines Mannes füllte den Türrahmen, hinter ihm die Wache, die ihn hereinbegleitet hatte. Der Mann war groß und breitschultrig, seine Augen im Gegenlicht unsichtbar.

»Ihr sollt die Kinder doch nicht in die Grube zu den Seelenfressern werfen!«, sagte er zu der Wache. »Der da ist verletzt.«

»Was erwartet Ihr«, erwiderte die Frau mürrisch, »dass wir für diesen Abschaum Gästezimmer bereithalten?«

»Nur, dass Ihr Eure Zusagen gegenüber der Kirche einhaltet.« Die Stimme des Mannes war leise, aber ein stählerner Unterton schwang darin.

»Schaut ihn Euch doch an, Exzellenz! Der ist ja kaum noch bei Sinnen. Eine Fetzenseele, kein Zweifel. Und dann die schwarzen Haare. Sicher ein Ketzervolk-Bastard.«

»Seine Herkunft ist unwichtig. Ihr habt ihn in Eurem Vorratslager aufgegriffen? Dann hat er auf jeden Fall Schneid.«

Der Mann bückte sich unter dem niedrigen Türrahmen hindurch. Er trug einen Wollumhang und ein langes Gewand mit weiten Ärmeln, das jetzt, da sich die Augen des Jungen an die Helligkeit gewöhnt hatten, nicht mehr schwarz war, sondern blutrot. Ein betäubender Geruch nach Holz und Kräutern haftete in den schweren Falten des Stoffes.

»Hab keine Angst. Mein Name ist Vater Benoît. Ich bin gekommen, um dich zu retten.« Er hatte ein hageres Gesicht, das weiße Haar war knapp über dem Schädel rasiert. Der Junge starrte auf seine Hände. Sie waren groß wie Schaufeln, voller Schwielen und verblasster Narben. Die furchteinflößenden Hände eines Kriegers. »Hast du Schmerzen?«

In dem verzweifelten Versuch, mit der Mauer zu verschmelzen, presste der Junge den Rücken gegen den Stein. Immer wieder verschwanden Menschen von den Straßen, Kinder wie er, Erwachsene.

»Ich versteh schon. Du hast Böses durchgemacht. Hier, nimm. Du musst hungrig sein.«

Der Fremde zog etwas unter seinem Umhang hervor, das in ein Tuch gewickelt war. Ein köstlicher Duft ging davon aus. Als er das Tuch entfernte, wurde ein kleiner Laib Brot sichtbar. Frisches Brot. Der Junge stürzte sich darauf, riss es ihm aus der Hand, und einen Augenblick später kauerte er wieder in seiner Ecke und schlang das Brot in sich hinein. Mit den Zähnen riss er große Bissen ab, schluckte sie, ohne sich Zeit zum Kauen zu nehmen. Schließlich musste er husten und würgen, und doch hörte er nicht auf zu essen, bis das Brot vollständig verschwunden war.

»Bist du satt geworden?«

Noch immer atmete der Junge heftig. Er antwortete nicht, aber als der Mann in dem roten Gewand diesmal nähertrat, wich er nicht zurück. Nach wie vor wusste er nicht, was er von ihm halten sollte, doch besser verärgerte er ihn nicht. Er hatte Brot.

Der Mann – Vater Benoît – ging vor ihm in die Hocke, streckte den Arm aus, und seine Hand legte sich auf den Kopf des Jungen. Mit einem plötzlichen Ruck packte er zu, hob sein Kinn an und sah ihm in die Augen.

»Sie behaupten, dass du dich in ihr Vorratslager geschlichen hast. Du lebst auf der Straße, nicht wahr? Ich kenne den Geruch. Wo sind denn deine Eltern, hmm?«

Der Junge riss sich los und zuckte die Schultern. Die Bewegung weckte

den Schmerz in seiner Seite erneut. Er bleckte die Zähne, unterdrückte ein Keuchen.

»Ich verstehe. Und wie heißt du?«

Er schwieg.

»Nicht einmal einen eigenen Namen hast du, du arme Seele?«

Als er weiterhin nichts erwiderte, verengten sich Vater Benoïts Augen.

»Du starrst mich an, sagst kein Wort ... verstehst du überhaupt, was ich sage? Antworte mir!«

»J ... ja, Herr.«

»Immerhin. Nun zeig mir deine Verletzung.« Vergeblich versuchte der Junge, sich den Händen zu entwinden, die ihn packten und seinen halbnackten Oberkörper abtasteten. »Du hast dich zur Wehr gesetzt, als diese Narren dich in die Grube geworfen haben. Du hast Kampfgeist. Das ist gut. – Tut es hier weh?« Zielsicher fanden seine Finger die Stelle, die am heftigsten pochte. Unter der linken Achsel war die Haut schwarzblau verfärbt. Der Junge erstarrte. Bloß keinen Laut von sich geben, keine Schwäche zeigen.

»Nur ein oder zwei gebrochene Rippen. Halt still.«

Gegen seinen Willen schnappte der Junge nach Luft, als die Hände des Mannes plötzlich leuchteten wie von blauem Sternennebel umhüllt. Vater Benoît presste die rechte Handfläche auf die schmerzende Stelle. Der Junge krümmte sich. Es tat weh, aber nur einen Augenblick lang. Dann war es, als würde ein Schwall von Eiswasser durch seinen Körper fließen. Der Schmerz wich einer betäubenden Kälte, und endlich konnte er wieder frei atmen.

»Das sollte genügen. Wie fühlst du dich?«

Was hatte der Mann getan? Hatte er ihn geheilt? Was war das für eine Macht? Es dauerte einen Moment, bis der Junge begriff, dass eine Antwort von ihm erwartet wurde.

»D ... danke, Herr. Es tut nicht mehr weh.«

»Nenn mich Vater Benoît. Wenn es dir besser geht, lass uns aufbrechen.«

»Aber wohin gehen wir denn ... Vater Benoît?«

»Zum Großen Dom. Ich will dir etwas zeigen.«

Es war ein kalter Wintertag. Durch die dünne Schicht von Hochnebel ließ sich das Blau des Himmels beinahe erahnen. Der Junge, barfuß und zerlumpt, zitterte, dass seine Zähne klapperten. Vater Benoît, der

dicht neben ihm ging, schlug seinen Umhang um ihn, sodass er vor dem schneidenden Wind geschützt war. Der Geruch nach Harz und Kräutern umhüllte den Jungen warm und erstickend.

Sie überquerten die Brücke zum Großen Dom. Diesen Bezirk hatte der Junge nie zuvor betreten, denn Straßenkinder wie er waren hier noch weniger erwünscht als im Rest der Stadt. In ehrfürchtigem Staunen blickte er zum Dom, der vor ihm aufragte. Seine Fassade bestand aus knochenfarbenem Sandstein. Er war das gewaltigste Bauwerk, das er jemals gesehen hatte. Und doch erhob er sich leicht und kühn vom Portal bis zu den Türmen. Durch die Streben, aus denen sie bestanden, glänzte der weißgraue Himmel. Die Schönheit des Doms erinnerte den Jungen an die eines Blattskeletts, nachdem der Winter das verwelkte Laub verzehrt hatte. Doch anders als bei den Kunstwerken, die die Natur schuf, gab es hier keine Fehler, keine Unebenheiten. Alles war gleichmäßig und elegant bis in die letzten schmalen Bögen und dornigen Spitzen. Der Anblick solcher Vollkommenheit war nur schwer zu ertragen. Tief in sich spürte der Junge, wie schmutzig und unbedeutend er selbst war.

Im höchsten Turm des Doms brannte ein blaues Licht mit ruhiger Flamme. Sein Schein fiel auf den Platz und die Häuser ringsum und verlieh allem einen überirdischen Glanz. Dieses Licht war das Zentrum der Heiligen Stadt, und der Junge hatte es schon oft aus der Ferne gesehen.

»Geh weiter«, sagte Vater Benoît.

»Was ist das für ein Licht?«

»Das ist Gottes Gnade gegenüber den Menschen.«

In diesem Moment läuteten die Glocken des Doms. Ihre tiefen, mächtigen Stimmen sprachen direkt zu dem Jungen. Er spürte sie bis in die Knochen, und die Brücke bebte unter seinen nackten Füßen.

»Höre, die Glocken heißen auch dich willkommen«, sagte Vater Benoît. Und plötzlich fühlte sich der Junge – er wusste selbst nicht, warum – ein wenig getröstet.

Vor der Kathedrale hielten Kämpfer in Rüstungen aus Leder und bronzebraunem Stahl Wache. Sie wirkten bedrohlich: Dunkle Kapuzen verhüllten ihre Gesichter, und gleich zwei Schwerter hingen von ihren Gürteln. Als Vater Benoît ihnen ein Zeichen gab, öffneten sie das Portal und traten respektvoll beiseite. Doch der Junge blieb auf der Schwelle stehen und pulte nervös an seinen Fingern herum.

»Keine Angst.« Vater Benoît streckte ihm die Hand hin. »Komm!«
Da klammerte sich der Junge an seine große Hand und betrat die Kathedrale.

Überall war Licht. Das Dach wölbte sich so hoch über ihm, dass es ein Teil des Himmels hätte sein können. Ganz anders als in den ärmlichen Hütten und Steinkammern, an die der Junge gewöhnt war, bestanden die Wände zum großen Teil aus bunten Fenstern. Es kam ihm vor, als stünde er in einem Wald aus Stein, und die Abendsonne schiene durch die Äste der Bäume. Die Farben leuchteten so prachtvoll, dass es ihm den Atem nahm. Trotz all des Lichts herrschte beißende Kälte. Ein Geruch nach Winterblumen, Kräutern und Harz, ähnlich dem, der Vater Benoît anhaftete, lag in der Luft.

Erst dann erkannte er auch die Bilder auf den Fenstern.

»Schau dir nur alles an«, sagte Vater Benoît, »und lerne.«

Die Kathedrale war so gut wie leer. Nur eine Handvoll Männer und Frauen in langen, schwarzen Gewändern wanderten umher, überprüften die Kerzen und tauschten verwelkte Blumen aus. Sie schenkten dem Jungen, der mit offenem Mund von einem Fenster zum anderen ging, keine Beachtung. Er fürchtete sich vor den Bildern, aber sie übten Macht auf ihn aus, als verberge sich darin eine unbekannte Wahrheit. Es gab schöne Darstellungen von Männern und Frauen, die durch einen Garten voller bunter Vögel wanderten, und schreckliche von Hinrichtungen und Toten, die aus ihren Gräbern stiegen und sich zum Tanz versammelten. Manchmal sah er dieselben Figuren, doch die Geschichten, die sie erzählten, waren ihm nicht vertraut. Und in der Brust jedes Menschen leuchtete ein Lichtschein, weißblau, gelb, rot oder von finsterem Violett.

Und da war eine weitere Gestalt: ein riesenhaftes Wesen mit Hörnern und Flügeln, das einen Stoßspeer in der rechten Hand trug. Mit ihm durchbohrte es vier, fünf Menschen gleichzeitig, ergriff mit der Linken das Licht in ihrer Brust und schleuderte es in einen schwarzen Schlund zu seinen Füßen. Von seinem Anblick konnte sich der Junge nicht losreißen.

Als er hinter sich die Schritte von Vater Benoît hörte, fragte er: »Was ist das?«

»Das ist der Schwellenwächter. Er ist Gottes Diener und wacht über die Ordnung der Welt. Daher tötet er jene, die seiner Gnade unwürdig sind, reißt ihre Seelen heraus und verfüttert sie dem Abgrund.«

Seiner Gnade unwürdig ... Der Junge zitterte. »Wo ist ... dieser Abgrund?«

»Er kann überall sein, sogar direkt unter unseren Füßen. Und er öffnet sich im Herzen jedes Menschen.«

Der Blick des Jungen zuckte hin und her zwischen dem Schwellenwächter und den durchbohrten Gestalten, die sich in Qual wanden. »Was haben sie getan?«

»Sie haben ihre Seelen, das Geschenk Gottes, nicht angemessen gehütet. Haben sie befleckt oder verkümmern lassen. Oder sie kamen als Unwürdige auf die Welt, so wie du.«

»Wie ... ich?«

»Erinnerst du dich, wie dich die Wache eine Fetzenseele nannte? Das bist du.« Vater Benoît musterte ihn unter halb geschlossenen Lidern hervor. »Manchen Kindern fehlt bei der Geburt ein Arm oder ein Bein. Andere werden mit einer unvollständigen Seele geboren. Die Seele ist wie ein Hauch aus Wärme und Licht, verwoben mit deinem Fleisch und Blut. Sie ist ein Teil der göttlichen Ordnung. Die Substanz von Ewigkeit in unseren erbärmlichen sterblichen Körpern. Ihr verdanken wir unseren Verstand, mehr aber noch unsere Gefühle. Ein Körper ohne Seele wäre unfähig, etwas zu empfinden.«

Der Junge zog den Kopf zwischen die Schultern und sah ihn stumm an.

»Du bist anders. Du glaubst, du empfändest Ergriffenheit oder Furcht beim Anblick dieser Pracht? Du glaubst, deine gebrochenen Rippen hätten geschmerzt? Sicher war es so, doch weniger als bei normalen Menschen. Du bist ein zähes kleines Monstrum. Sogar deine Wunden werden schneller heilen als die anderer. Mein Orden sucht nach Kindern wie dir.« Die schwere Hand des Mannes legte sich auf die Schulter des Jungen. Der wagte kaum zu atmen. »Du musst sorgfältig auf deine unvollständige Seele achtgeben. Nimmt sie Schaden, könntest du alles verlieren, was einen Menschen ausmacht. Du warst bereits einmal in der Grube. Verstehst du, was ich meine? Wenn ich dich nicht gefunden hätte, wärst du früher oder später einer dieser Verdammten geworden. So viel haben sie von sich selbst verloren, dass sie danach gieren, die Seelen anderer zu verschlingen. Nur so glauben sie wieder vollständig zu werden. Doch in Wahrheit geraten sie in einen Kreislauf der Verdammnis. Man nennt sie Seelenfresser. Solchen Wesen kann nicht einmal mehr Gottes Güte helfen.«

Die Erinnerung an die Fäuste, die ihn niedergeschlagen, die schmutzigen Hände, die an ihm gezerrt hatten, machte den Jungen hilflos. Entschlossen schob er sie beiseite und nickte nur.

»In jeder Fetzenseele verbirgt sich ein Seelenfresser. Wenn du deine Menschlichkeit verlierst, mein Kind, wird es dir ergehen wie denen dort.« Vater Benoît wies auf das Fenster mit den durchbohrten Körpern. »Der Schwellenwächter wird das, was von deiner Seele übrig ist, in die ewige Dunkelheit des Abgrunds stürzen.«

Der Junge schluckte krampfhaft. Dass er wertlos war, hatte er schon immer gewusst. Sonst hätten ihn seine Eltern ja gewollt. Und dieses Wesen mit dem Spear, der Schwellenwächter, jagte ihm fürchterliche Angst ein. Er wusste, dass es ihn bis in seine Träume verfolgen würde.

In diesem Moment sagte Vater Benoît: »Aber du hast Möglichkeiten, dich zu schützen.«

Hastig blickte der Junge auf. »Was kann ich tun?«

»Du kannst Gott deine Seele anvertrauen und dich ganz und gar in seinen Dienst begeben.«

»Wie denn?«

»Du hast die Kämpfer vor dem Eingang gesehen. Sie gehören dem Orden der Schattenlöwen an. Auch ich habe einst unter ihnen gekämpft. Ja, bevor ich die Priesterweihe erhalten habe, war ich ein Ritter, ein Krieger. Und jetzt beherrsche ich genügend Magie, um eine Fetzenseele wie dich zu heilen und abzusichern, sodass dir dein letzter Rest von Menschlichkeit nicht abhandenkommt.«

»Ich w ... will meine Seele behalten«, flüsterte der Junge. »Ich will nicht für immer in den Abgrund!«

»Die Schattenlöwen sind die Diener der Kirche«, sagte Benoît. »In den Kriegen gegen die Ketzerländer haben diese tapferen Ritter das Leben der heiligen Männer und Frauen geschützt und für sie gekämpft. Noch heute erledigen sie alle Aufgaben, die die Kirche ihnen aufträgt, mögen sie auch schwer oder bitter sein. Sie sind nicht mehr viele, aber ein Schattenlöwe nimmt es mit zwei Kriegern jedes anderen Ordens auf. Sie stellen keine Fragen. Sie sind Teil des Schattens, und die Kirche behütet ihre Seelen. Du wärest ein guter Schattenlöwe, mein Junge.«

»Ich will einer sein!«

»Dann bist du bereit, Gehorsam zu schwören, alle irdischen Begierden hinter dir zu lassen und nur Gott zu dienen?«

»Alle ... alle irdischen Begierden?«

»Besitz, Macht – und Frauen. Dafür geben wir dir genügend Essen, einen Schlafplatz und die Ausrüstung, die du brauchst.«

»Frauen?«, wiederholte der Junge verständnislos. Er hatte es sich schwieriger vorgestellt, ein Ritter zu werden. »Ich mach alles, was Ihr wollt!«

»Gut, wenn du einverstanden bist, gib mir deine Hand.«

Der Junge war nach wie vor nicht sicher, ob er ihm trauen konnte. Aber das Angebot war zu gut, um es abzulehnen. Und da war mehr. Vater Benoît hatte ihn in den Großen Dom gebracht. Er hatte sich die Zeit genommen, ihm alles zu zeigen und mit ihm zu sprechen. Er wünschte sich, dass er ein Krieger wurde. Zum ersten Mal in seinem Leben *wollte* ihn jemand. Das erfüllte den Jungen trotz der Kälte, die ihn umgab, mit Wärme. Bereitwillig hielt er Vater Benoît seine Hand hin. Der quetschte sie mit eisernem Griff zusammen.

»So sei es. Ich werde dich lehren zu kämpfen, so wie man es mich einst gelehrt hat, zu beten und deine Seele in dir festzumachen.«

Wieder betrachtete Vater Benoît ihn mit diesem sonderbaren Blick. Dem Jungen kam ein Gedanke. »Könnt Ihr ... meine Seele etwa sehen?« Er hatte gehört, dass einige Kleriker dazu in der Lage waren.

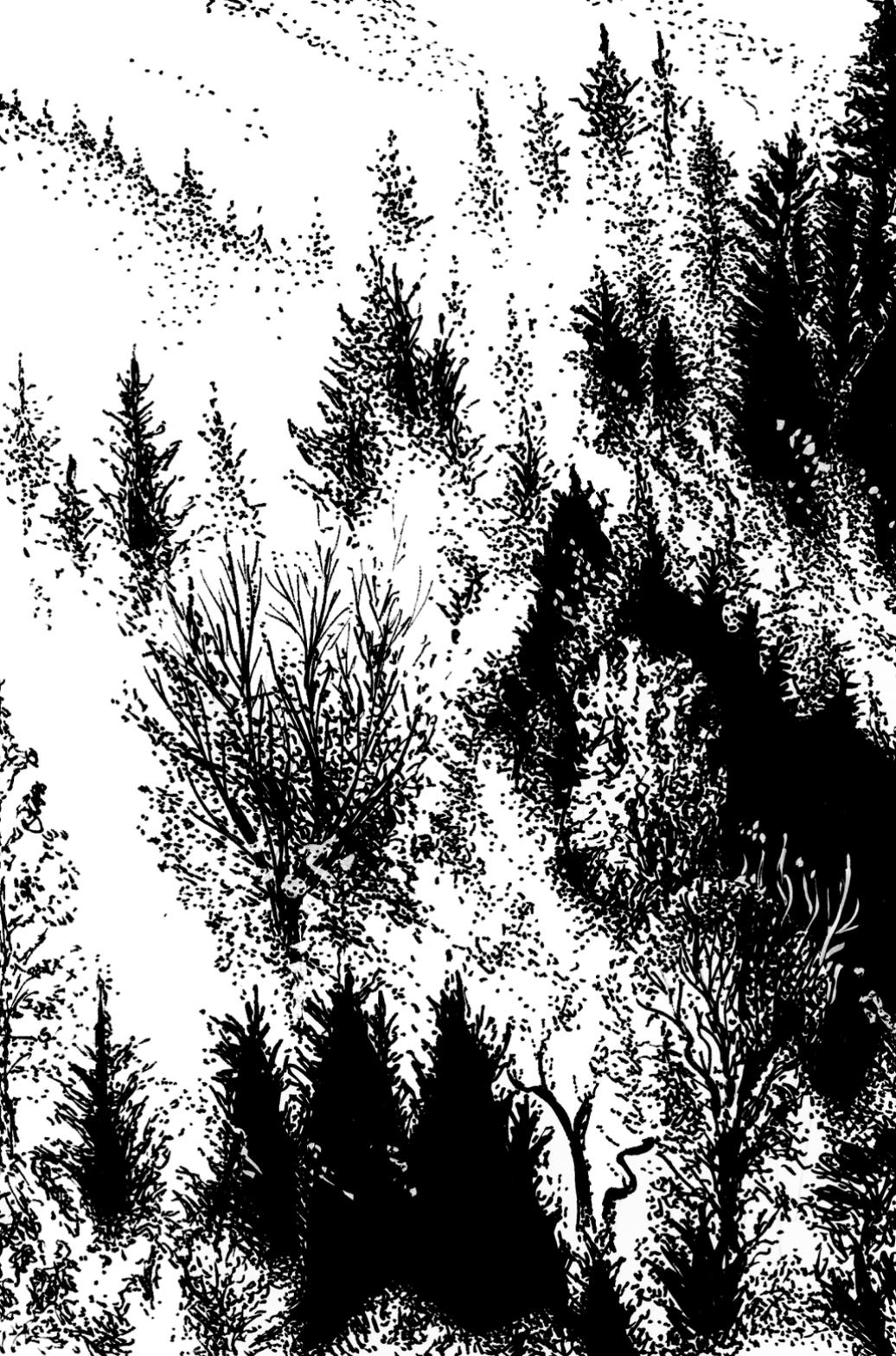
»Ja. Ich werde sie gut in dir festknoten müssen. Es wird weh tun, aber nicht lange. Keine Angst.«

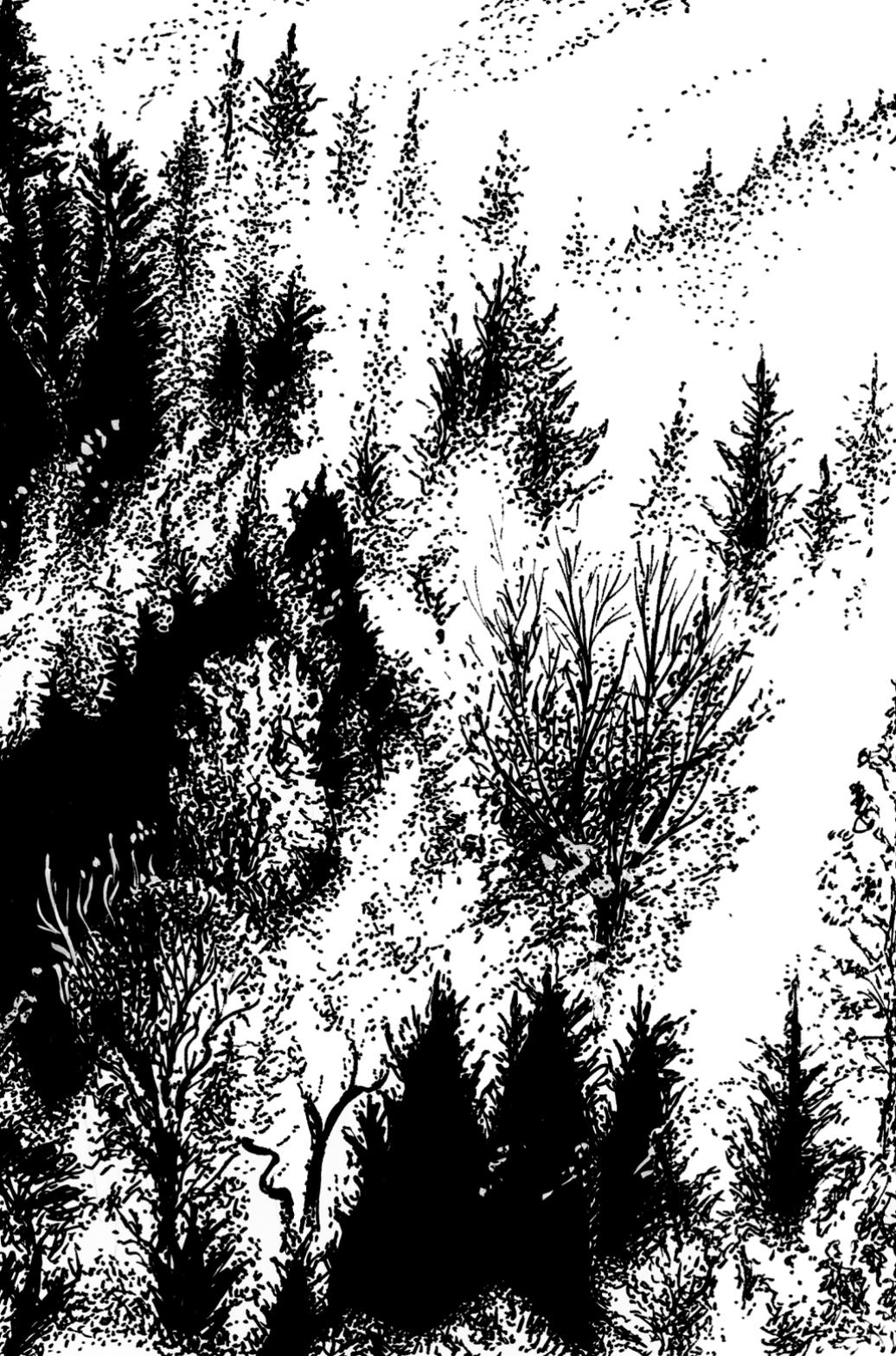
»Ich habe keine Angst«, sagte der Junge rasch.

Zum ersten Mal lächelte Vater Benoît, kaum mehr als ein Zucken der Mundwinkel. »Du brauchst einen Namen. Wie gefällt dir Tibault? Es bedeutet ›der Mutige‹. Nach allem, was ich bis jetzt von dir gesehen habe, glaube ich, dass er zu dir passt.«

Der Junge hatte nie einen Namen besessen, er kannte nur Spitznamen und Beschimpfungen. Ein eigener Name mochte ein größeres Geschenk sein als ein Schlafplatz: ein Zuhause, das man mit sich nahm. Er nickte, überwältigt.

»Gut. Eines noch, Tibault. Der Knoten in der Seele wird dich beschützen, und der Orden der Schattenlöwen wird deine neue Heimat sein. Deine Seele musst du dennoch selbst hüten. Wenn du zum Seelenfresser wirst, kann ich nichts mehr für dich tun.«





3

DAS WUNDER

Dreizehn Jahre später

Der Sommerhimmel über der Heiligen Stadt war trüb. Ein ferner, klebriger Nebel hing über dem Großen Dom, die Luft brütete Schwüle. Tibault schwitzte unter seiner Rüstung und dem dunkelgrauen Umhang mit Kapuze, während er Vater Benoît durch die mit Girlanden und Fähnchen geschmückten Straßen folgte. Die Menschen, an denen er sich vorbeidrängte, blickten mit Misstrauen und Angst auf die beiden Schwerter, die er am Gürtel trug.

Heute war der Tag der Wunder, das höchste Fest in der Heiligen Stadt. An diesem Tag trat der Erzbischof persönlich vor das Volk. Tibault hatte gehört, er könne Verletzungen und Krankheiten heilen, ja sogar Tote wieder zum Leben erwecken. Doch nicht der Gedanke an ein bevorstehendes Wunder ließ sein Herz schneller klopfen. Heute musste er sich als Krieger der Schattenlöwen vor dem Erzbischof beweisen. Er musste Vater Benoît und der Welt zeigen, dass er, die Fetzenseele, das Recht hatte, unter all den vollständigen Seelen überhaupt zu existieren.

Der Große Dom war längst überfüllt, die Menge drängte sich auf dem Vorplatz. Obwohl die Leute ihr Bestes taten, Vater Benoît und Tibault auszuweichen, konnten sie sich nur mit Mühe hindurchzwängen. Vor dem Dom hielten Schattenlöwen einen schmalen Streifen frei. Ein junger Mann kauerte neben dem Eingangstor, zerlumpt, barfüßig, den Rücken gekrümmt und den lockigen Kopf so tief gesenkt, dass er fast seine Knie streifte. Mit beiden Händen formte er eine Schale und streckte sie den Menschen entgegen. Tibault sah ihn bestürzt an. Der Anblick eines solchen Elends ging ihm nahe, erst recht neben dem prächtigen Dom. Er suchte in seinem Geldbeutel nach einer Münze, aber Vater Benoît berührte seinen Arm. »Tu das nicht.«

»Warum nicht?«

»Er könnte es ohnehin nicht behalten.« Er deutete auf die zwei Schattenlöwen, die sich dem Bettler mit harten Schritten näherten. Der weiße Saum ihrer Kapuzen wies sie als innerste Garde des Erzbischofs aus. Sie beugten sich zu dem Mann hinab, sagten etwas, das im Stimmengewirr ringsum unterging. Erschrocken krümmte sich der Bettler von ihnen weg. Die wenigen Münzen, die ihm schon jemand zugesteckt hatte, sprangen ihm aus den Händen und rollten über den Boden. Er versuchte aufzustehen, doch er war zu langsam. Die Schattenlöwen packten ihn und rissen ihn brutal hoch. Der Blick seiner aufgerissenen Augen traf Tibault. Die Lippen des Mannes bewegten sich, als wolle er um Hilfe bitten, aber seine Stimme blieb unhörbar. Gleich darauf schleiften ihn die Wachen fort.

»Betteln ist beim Großen Dom nicht gestattet«, sagte Vater Benoît.
»Auch heute nicht.«

»Was machen sie mit ihm?«, fragte Tibault.

»Das weiß ich nicht. Und dich braucht es auch nicht zu kümmern. Bis zu deinem Kampf dauert es nicht mehr lange. Bis dahin musst du konzentriert bleiben.«

Tibault holte zitterig Atem. »Aber ich ...«

»Was?«

»Was, wenn ... wenn ich es nicht schaffe?«

Vater Benoît sah ihn scharf an. »Du wirst nicht versagen. Nimm dich zusammen! Denk an die Gebete, die ich dich gelehrt habe.«

Die Gebete. Tibault schluckte. Ohne die Worte, an die er sich klammern konnte, hätte er gewiss längst seine Menschlichkeit verloren. »Von allen Sünden befreie mich, o Herr«, begann er halblaut die vertraute Litanei. »Von meinen Lügen befreie mich, o Herr, von meiner Gier befreie mich ...«

»Du solltest Gott bitten, dich vor allem von deiner kindischen Aufregung zu befreien«, unterbrach ihn Benoît. »Wie alt bist du? Folge mir und verhalte dich ruhig. Du wirst jetzt Zeuge von Gottes Wunder.«

Er betrat die Kathedrale, und Tibault folgte ihm wie sein Schatten. Obwohl der Große Dom heute allen Menschen offenstand, sah er um sich fast nur die teure, steife Kleidung der Oberschicht. Die Luft, angefüllt von der Körperwärme und dem Atem der Menge, war zum Schneiden.

In einer der vorderen Reihen waren Plätze für sie frei geblieben.

Mit bodenerschütterndem Dröhnen setzte die Orgel ein. Tibault zuckte zusammen. Die majestätische Musik überwältigte ihn.

Als es wieder still wurde, trat der Erzbischof ein. Auch wenn er klein und schmal war, schien Macht um ihn zu knistern wie der Blitz in einer Gewitterwolke. Er trug eine hohe, reich bestickte Mitra und ein fließendes, weißgoldenes Gewand. Eine Schattenlöwen-Wache mit verhülltem Gesicht begleitete ihn. Auch ihre Kapuze zeigte den weißen Saum der innersten Garde. Er schritt die Stufen zum Altar empor und faltete die Hände. So still wurde es, dass Tibault sein eigenes Herz pochen hörte. Dann drehte sich der Erzbischof zu den Menschen um, die den Dom füllten, und ließ seinen Blick über sie wandern. Scharfe Linien durchzogen sein Gesicht, seine Augen waren hell und aufmerksam. Kurz blieb sein Blick an Tibault hängen. Doch bevor der etwas aus seiner Miene herauslesen konnte, hatte er die Augen wieder abgewandt.

Diesem Mann sollte er also dienen.

»Gott segne euch.« Der Erzbischof breitete die Arme weit aus. Seine helle Stimme trug durch den gesamten Dom. »Heute, am Tag der Wunder, wird euch Gott durch mich seine Gnade erweisen. Ihr alle werdet Zeuge sein. Wer von euch krank oder verwundet ist, möge sich jetzt zu Wort melden.«

Einen Atemzug dauerte die Stille an, dann brach Lärm los. Überall sprangen Menschen auf, schrien und jammerten, drängten sich vor und hätten sich gegenseitig umgestoßen, wären nicht die Schattenlöwen-Wachen dazwischengegangen.

Der Erzbischof wies gebieterisch in die Menge. »Ihn werde ich mit Gottes Hilfe heilen.«

Ein Stöhnen der Enttäuschung kam von denjenigen, die das Nachsehen hatten. Viele brachen in Tränen aus. Einige verließen mit gesenktem Kopf den Dom, doch die Übrigen blieben, um Zeugen des Wunders zu werden.

Ein Mann und eine Frau in fadenscheiniger Kleidung schleppten einen jungen Mann auf einer behelfsmäßigen Trage nach vorn. Er war in eine Decke gehüllt, ein schmuddeliger Verband bedeckte die Hälfte seines Gesichts. Seine Haut war fahl, die Lippen aufgesprungen, und obwohl das eine sichtbare Auge geöffnet war, schien er nichts von dem wahrzunehmen, was um ihn herum vor sich ging. Nur seine Hand krampfte sich hin und wieder zusammen und verriet, dass er noch lebte.

Die Frau kniete vor dem Erzbischof nieder. »Herr, unser Sohn wurde in einem Streit niedergeschlagen. Sein Kopf ist verletzt. Durch Gottes Gnade ist er nicht gestorben, aber seitdem ist er so ... er ...« Mit tränenerstickter Stimme brach sie ab.

»Schon gut, meine Tochter. Gott hat dich erhört. Durch mich wird er deinen Sohn heilen.«

Die weißen Finger des Erzbischofs legten sich auf das schmutzige Gesicht des jungen Mannes. Ein blaues Leuchten ging von ihnen aus, spiegelte sich in den aufgerissenen Augen der Frau und erhellte den Dom. Ein solches Licht hatte Tibault schon einmal gesehen – damals, als Vater Benoît ihn geheilt hatte.

Der junge Mann auf der Trage zuckte. Seine Mutter schrie laut auf, da stemmte er sich auch schon hoch. Er rieb sich benommen die Stirn, als würde er eben aus einem langen Schlaf erwachen, und zog sich den Verband vom Kopf. Darunter wurde eine frische, zerklüftete Narbe sichtbar. Sein Gesicht war ein wenig verzerrt, als sei der zerschmetterte Schädel nicht ganz gerade wieder zusammengewachsen. Aber offenbar hatte er keine Schmerzen. Nur Verblüffung spiegelte sich auf seiner Miene.

»Mutter? Vater? Was ist passiert? Wo ...?« Sein Blick fiel auf den Erzbischof, und er verstummte erschrocken. Im nächsten Moment schlangen beide Eltern die Arme um ihn und weinten.

»Denkt immer daran«, sagte der Erzbischof mit hallender Stimme, »dass Gott uns seine Gnade durch mich erweist und ich durch ihn diese Wunder vollbringe.«

Triumphierend setzte die Orgel ein. Rings um Tibault erhoben sich die Menschen und begannen Gebete zu murmeln. Ergriffenheit schwappte wie eine mächtige Woge durch den Dom. Auch Tibault wurde davon mitgerissen. Er wusste, dass er als Fetzenseele nicht fühlte wie die anderen, und er verstand nicht, warum ihm eine Träne die Wange hinabließ. Verstohlen wischte er sie fort.

Als er aufblickte, bemerkte er eine junge Nonne im weißen Habit des Dornenkranz-Ordens, die neben ihm stand. Dieser Orden war für seine Heilkunst bekannt. Die Nonne sah zu ihm hin und lächelte tröstend. Er blickte sich um. Wen meinte sie? Sie konnte doch unmöglich ihn anlächeln?

Tibault fühlte seine Wangen heiß werden. Dieses Lächeln war süß und sanft, und sie sah ihm direkt in die Augen. Für einen Moment

schien er zu fallen, wusste nicht, wie er reagieren sollte. Während sie zum Gebet niederknieten, streifte ihr Ärmel seine Hand – oder waren es ihre kühlen Finger? Doch als er seinen Mut zusammennahm und ihr einen Seitenblick zuwarf, wandte sie rasch das Gesicht ab.

Vater Benoît neben ihm räusperte sich.

Nur langsam leerte sich der Große Dom. Die Menge staute sich am Ausgang. Tibault hielt nach der weißen Nonne Ausschau. Er hätte sie gern noch einmal angesehen, konnte sie aber nirgends entdecken. Ergeben wartete er, bis der Erzbischof ihn und Vater Benoît zu sich winkte. Aus der Nähe wirkte sein Gesicht grau und hohlwangig. Das Wunder hatte ihn offensichtlich ausgelaugt. Dennoch schenkte er Tibault ein knappes, scharfes Lächeln. »Du bist der Junge, von dem mir Benoît erzählt hat? Die Fetzenseele? Das Wunderkind im Kampf?« Seine hellen Augen schienen sich in Tibault hineinzubohren. Der schluckte.

»Mein ... mein Name ist Tibault. Es ist mir eine große Ehre.«

»Eure Eminenz!«, zischte Benoît ihm zu.

»Eine große Ehre, Eure Eminenz«, wiederholte Tibault ein wenig töricht.

»Folge mir. Ich will dich kämpfen sehen.«

Neben dem Altar führte eine unauffällige Holztür in einen halbdunklen Raum, der vor geheimnisvollen Gegenständen überquoll. Im Vergleich zum Kirchenschiff herrschte hier eine angenehme Kühle. Tibault sah kostbare Stoffe, Kerzen und Räucherfässer, aber auch getrocknete Pflanzen und sonderbare Geräte, die bedrohlich wirkten, deren Zweck er aber nicht begriff.

In einer Ecke des Raumes lag ein verhüllter, regloser Körper.

Zuerst glaubte Tibault, er müsse ihn sich einbilden, denn niemand achtete darauf. Der Erzbischof ging sogar ganz nahe vorbei und streifte mit dem Saum seines Gewands das Tuch halb ab. Es gab das Gesicht eines Mannes frei. Das war der Bettler, den die Schattenlöwen vom Domeingang entfernt hatten.

Vorsichtig trat Tibault näher heran. Der Mann war blass, sonst schien er unverletzt. Nun sah er, dass die Augen einen Spaltbreit offenstanden und starr zur Seite blickten. Er blinzelte nicht, und er atmete auch nicht.

Er war tot.

Bestürzt fasste Tibault nach dem Ärmel von Vater Benoît. Er wies auf die Leiche und brachte kein Wort heraus.

Benoît streifte seine Hand ab. »Das betrifft uns nicht.«

»Aber ...«

»Komm jetzt. Deine Prüfung steht bevor. Lass dich nicht ablenken.«

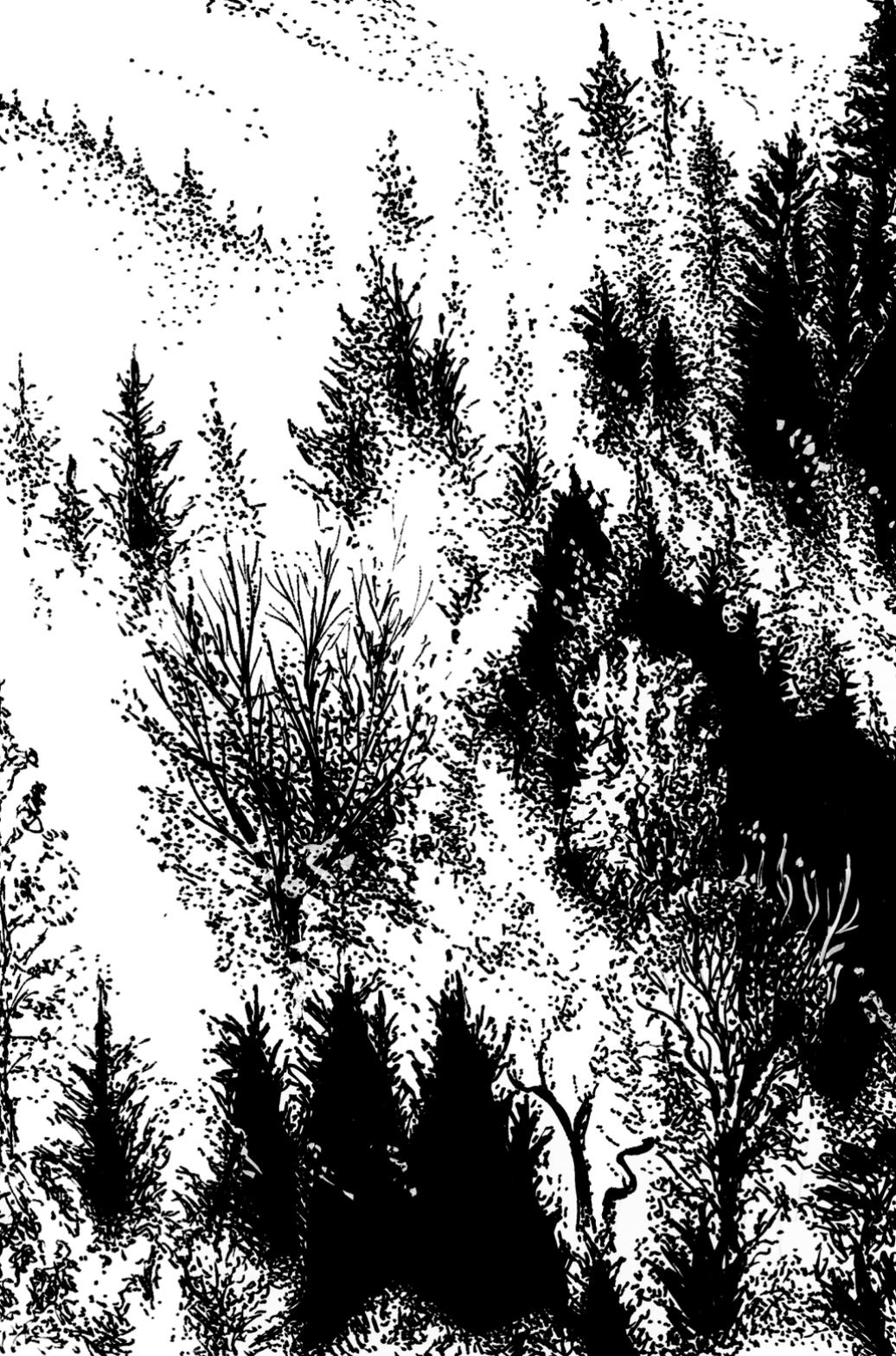
In Tibaults Kopf drehte sich alles. Was war passiert? Hatten die Wachen den Bettler zu Tode geprügelt? Aber dann hätte er Blut sehen müssen. Und warum lag seine Leiche hier? Er fand keine Erklärung.

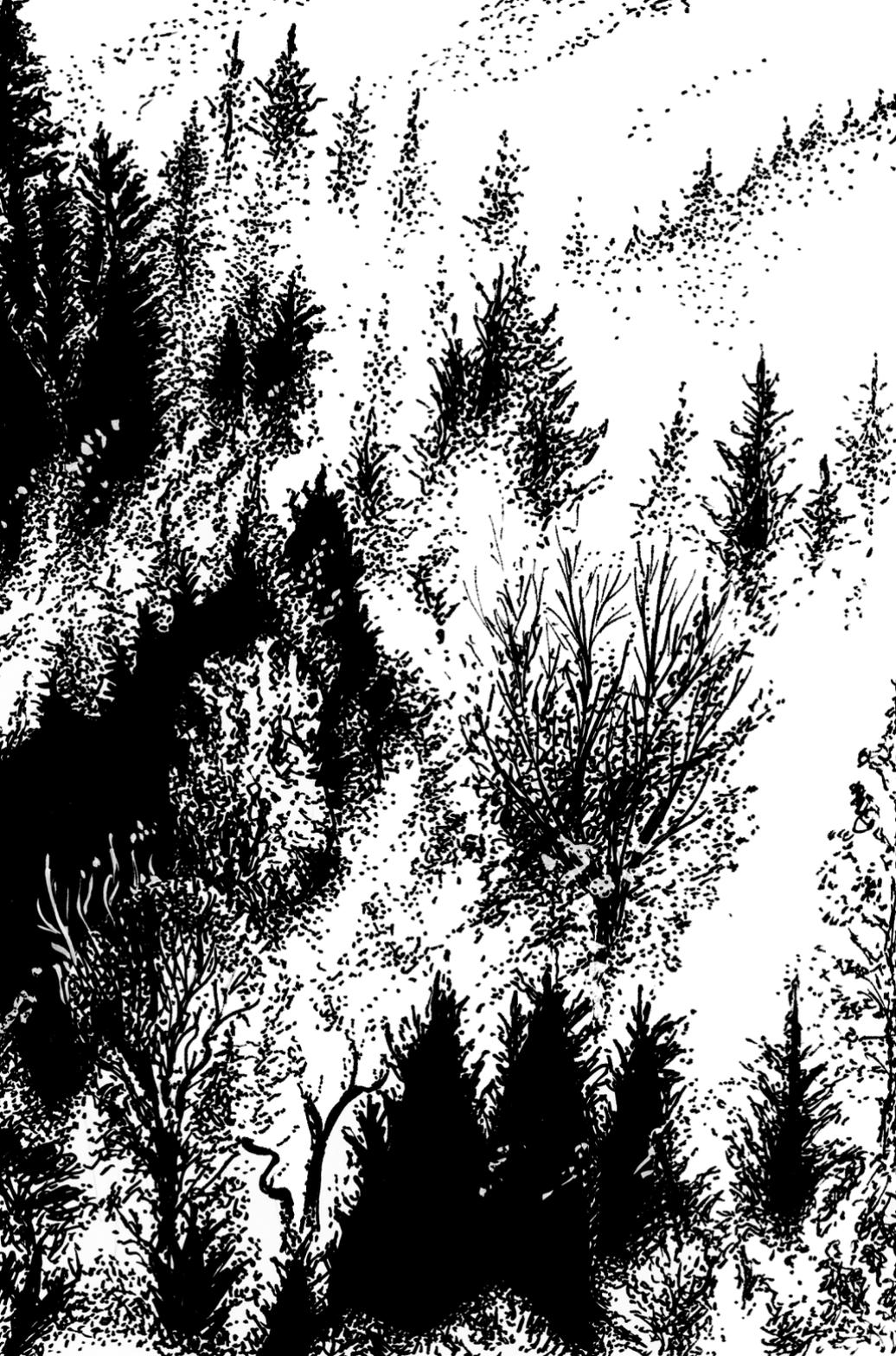
Bevor er seine Gedanken ordnen konnte, schwang eine kleine Tür auf, und Tageslicht und Wärme fluteten die düstere Kammer. Der Erzbischof ging voraus, begleitet von seiner Schattenlöwen-Wache. Vater Benoît trat hinter Tibault, und er spürte, was von ihm erwartet wurde: Er sollte weitergehen, ohne sich noch einmal nach dem Toten umzusehen.

Er folgte.

Schließlich war er nur eine nichtswürdige Fetzenseele. Gewiss wusste der Erzbischof besser als er, was all das zu bedeuten hatte. Wenn er nicht beunruhigt war, würde er, Tibault, ein treuer Diener der Kirche, es auch nicht sein.

Er holte tief Atem und trat hinaus.





4

ROTE BLÜTEN

Der Erzbischof führte sie zu seiner Residenz in der Nähe des Doms, durch eine Halle mit prachtvoll bemalten Wänden und in einen großen Innenhof, den das Gebäude von allen Seiten einschloss. Hier breiteten Bäume ihre Äste aus, und Blumen wuchsen, geordnet nach Farben, in rechteckigen Beeten. Dazwischen führten sorgfältig geharkte Wege hindurch, und in der Mitte spiegelte ein kleiner künstlicher Teich das undurchsichtige Grauweiß des Himmels. Noch immer herrschte drückende Schwüle.

»Hier sind wir ungestört.« Der Erzbischof ließ sich auf einer Bank nieder. Nicht einmal seinen Ornat legte er ab. »Lass mich sehen, was du kannst ... wie war noch mal dein Name?«

Vater Benoît bedeutete Tibault zu schweigen und trat vor. »Tibault, Eure Eminenz. Ich habe ihn selbst ausgebildet. Er ist äußerst talentiert, flink und aggressiv. Gebt ihm die Gelegenheit, sich zu beweisen, und er wird Euch als Mitglied Eurer persönlichen Leibwache gute Dienste leisten.«

Tibaults Herz erwärmte sich ein wenig, als er Vater Benoît so über sich sprechen hörte.

»Ich habe seine unvollständige Seele gleich erkannt. Und diese Augen, diese schwarzen Haare ... Ketzervolk-Bastard, was? Du kannst von Glück sagen, Junge, dass Benoît dich aufgenommen hat. Ohne seine Freundlichkeit wärest du längst erledigt. Enttäusche ihn jetzt besser nicht.«

Tibault wollte etwas erwidern, aber sein Mund war trocken, und er bekam kein Wort heraus. Der Erzbischof winkte. »Fauve.«

Die Wache, die ihn begleitet hatte, trat vor und schlug die Kapuze zurück. Darunter wurde das schmale Gesicht einer Frau sichtbar. Sie war nur wenige Jahre älter als Tibault, blass, das blonde Haar kurzgeschoren. Als er sie musterte, schenkte sie ihm ein herablassendes

Grinsen. Lautlos glitten die schwarzschimmernden Schwerter, die sie am Gürtel trug, in ihre Hände.

»Fauve gehört zu meinen zuverlässigsten Leibwachen«, sagte der Erzbischof. »Sie wird Euren Burschen prüfen.«

»Ich bin bereit.« Tibault zog ebenfalls seine Waffen. Seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf die Kriegerin. Er hatte unzählige Übungskämpfe ausgetragen, kannte jeden im Ordenshaus, der eine Klinge zu führen wusste. Fauve war eine neue Gegnerin. An ihren geschmeidigen, raschen Bewegungen, an der Art, wie ihre Blicke ihn abtasteten, erkannte er sofort ihre Erfahrung.

Er durfte ihr keine Gelegenheit geben, ihn lange zu studieren. Heftig stürmte er auf sie los, hieb mit beiden Klingen nach ihr, aber Fauve duckte sich weg. Gleich darauf ging sie zum Gegenangriff über. Blitzende Klingen schossen auf Tibault zu. Er parierte die erste Attacke, doch die zweite streifte seine Schulter, viel zu nah am Hals. Rasch wich er aus und beeilte sich, Abstand zu gewinnen, quer durch das nächstbeste Blumenbeet. Schon setzte Fauve ihm nach. Sie wirbelte durch die Beete wie ein Windstoß, die Spitzen ihrer Schwerter trennten die bunten Blumen ab. Rote, gelbe und violette Blütenblätter wehten umher. Tibaults Augen wurden von dem Schauspiel der Farben angezogen. Zu spät erkannte er die List. Während er noch abgelenkt war, umkreiste Fauve ihn und attackierte von der Seite. Eins ihrer Schwerter parierte er, das andere bohrte sich in ihn hinein, genau unterhalb der stählernen Brustplatte, durch das gehärtete Leder hindurch. Es tat nicht weh, doch in diesem Moment begriff Tibault erschrocken, dass Fauve bereit war, ihn zu töten.

Er hatte sich getäuscht. Dies war kein Übungskampf. Es war ein Gefecht auf Leben und Tod.

Sein Körper reagierte von selbst, er sprang zurück. Blut spritzte ins Gras. Tibault wehrte die nächsten Hiebe ab, die pausenlos auf ihn einprasselten, doch er wurde immer weiter an den Rand des Gartens gedrängt. Fauve setzte ihm nach, ließ einen Angriff auf den anderen folgen, gönnte ihm keinen einzigen Atemzug zur Erholung. Tibaults Lunge brannte, Schweiß rann ihm übers Gesicht und den Rücken hinab. Er blutete heftig, spürte es warm seine Seite hinablaufen, auch der Schmerz erwachte jetzt. Lange würde er nicht durchhalten. Weitere Blütenblätter stoben, aber nun kannte er die List und schenkte ihnen keine Aufmerksamkeit mehr. Seine Blicke folgten allein den Schwertspitzen seiner Gegnerin – eine glänzend, eine rot verfarbt.

»Fauve, wie oft soll ich es dir noch sagen: Nicht wieder die Blumen«, hörte Tibault die Stimme des Erzbischofs. Er klang nachsichtig, als tadle er ein geschätztes Haustier. »Äußerst talentiert soll der Junge sein, Benoît? Er langweilt mich. Beende den Kampf, Fauve.«

Tibaults Ferse stieß gegen eine Wurzel, und er wusste, dass er den Baumstamm im Rücken hatte und nicht mehr zurückweichen konnte. Zielsicher hatte ihn Fauve in die Falle getrieben. Er keuchte. Von Hitze, Schmerz und Blutverlust war ihm schwindelig.

Fauve lächelte. »Ziemlich erbärmlich. Gibst du auf, Kleiner? Wirf deine Schwerter weg, und ich lasse dich am Leben.«

»Niemals«, presste Tibault zwischen den Zähnen hervor. Verlor er diesen Kampf, war er weniger wert als nichts.

Denk nach! Was hatte der Erzbischof eben gesagt ...

Nicht wieder die Blumen. Tibault begriff: Fauve hatte hier schon häufig gekämpft. Das war ihr Gelände, hier kannte sie jeden Trick. Wenn er eine Aussicht auf Erfolg haben wollte, musste er ...

Schon holte sie aus, und er duckte sich unter dem Hieb hinweg. Aber anstatt einen Gegenangriff zu versuchen, rannte er. Fauve lachte spöttisch auf. Tibault schoss auf den Durchgang zu, in die bemalte Halle hinein, durch die sie gekommen waren, und als er in das Gebäude eintauchte, verstummte Fauves Lachen. Schwer atmend blickte sich Tibault um. Hier war es kühler, aber im Halbdunkel tanzten feurige Funken vor seinen Augen. Er stand in einem geräumigen Saal. Eine breite Treppe führte ins obere Stockwerk mit einer Balustrade vor den Zimmertüren. Möbel gab es keine bis auf einige geschnitzte Bänke. Auf dem hellen Marmorboden hinterließen seine Stiefel blutige Abdrücke.

Wie er gehofft hatte, folgte Fauve ihm. Sobald sie sich näherte, gab Tibault einer der Bänke einen Fußtritt in ihre Richtung. Polternd stürzte die Bank um, doch Fauve wich rechtzeitig zurück, um nicht getroffen zu werden, und stieg darüber. Diesen Moment nutzte Tibault, um die Treppe hinaufzurennen. Auf halber Höhe wandte er sich um und sprang auf die Schattenlöwin hinab, die bisher nur die ersten Stufen hinter sich gebracht hatte. Im Sprung schlug er zu. Beide Schwerter zielten auf Fauves Gesicht.

Tibault sah, wie sich die Augen der Frau weiteten. Seine Klängen prallten gegen ihre, das Metall sang, glitt ab, und die Spitze seines Schwertes streifte Fauves Wange. Sie taumelte, er wurde vom Schwung seines Angriffs mitgerissen, und gleich darauf rollten beide in einem

Knäuel aus Gliedmaßen und Klängen die Stufen hinab. Hart schlug Tibault auf dem Marmorboden auf. Frischer Schmerz schoss durch seine Seite, und als er blinzelte, flossen die Schlieren vor seinen Augen nur quälend langsam ineinander. Er lag unter Fauve. Sie beugte sich über ihn und bleckte die rot verfärbten Zähne. Seine Schwertschneide hatte ihren Mundwinkel aufgeschlitzt. Die Wunde verzerrte ihr Grinsen zu einer böartigen Grimasse, sodass sie einem Wesen aus dem Abgrund glich. Warm tropfte ihr Blut auf seine Wange.

»Du kleiner Scheißker!«, zischte sie. »Ich geb dir den Rest!«

Tibault sah in ihre Augen, die graugrün und leer waren, und fragte sich plötzlich, ob Fauve eine Fetzenseele war wie er.

Er musste sie töten. Sonst würde sie ihn töten.

Sie war zu nah, um die Schwerter zu benutzen. Tibault ließ den Griff der einen Waffe los und schlug mit der Faust mitten in die blutende Wunde in ihrem Gesicht hinein. Fauve grunzte nur, aber für einen Moment wurde das Gewicht auf seiner Brust leichter. Hastig wand er sich unter ihr hervor, kämpfte sich auf die Füße und stolperte rückwärts. Er hatte jetzt nur noch ein Schwert, das linke, er bekam keine Luft mehr, schimmernde Funken rieselten von der Decke nieder, und der Raum bog und krümmte sich um ihn. Seine nächste Attacke musste sitzen.

Fauve kam mit einem einzigen Satz auf die Beine. Ihr wütendes Brüllen füllte die Halle. Aus dem Augenwinkel bemerkte Tibault, dass der Erzbischof und Vater Benoît eingetreten waren, eine weiße Gestalt und eine blutrote. Er spürte Vater Benoïts Blick auf sich.

Jetzt. Tu es!

Während Fauve noch brüllte, stieß sich Tibault ab und stürmte auf sie zu. Er umfasste den Schwertgriff mit beiden Händen, zielte auf ihre Stirn. Alle Wucht legte er in diesen Angriff in dem Wissen, dass es sein letzter sein würde.

Doch wieder prallte seine Klinge gegen ihre. Der Zusammenstoß war so hart, dass seine Finger taub wurden. Der Ruck warf ihn rückwärts. Fauves nächsten Hieb konnte er zwar noch parieren, doch dadurch öffnete sich seine Deckung endgültig. Fauve ließ ebenfalls eine Waffe fallen, packte mit beiden Händen die Klinge der anderen Waffe und ging mit dem Schwertknauf auf ihn los. Tibault wusste, was folgen würde – Vater Benoît hatte ihn auch diesen Kniff gelehrt – doch es war zu spät. Er konnte nur noch zurückweichen und versuchen,

das Gesicht mit einem Arm zu schützen. Er sah Fauves Angriff nicht kommen, spürte nur die Wucht des Hiebes gegen seine Schläfe, hörte ein abscheuliches Knirschen, ganz nah, *in ihm* – und die Welt hielt plötzlich an.

Vater Benoît, der auf ihn zu lief, schien in der Zeit erstarrt. Er hatte den Mund geöffnet – rief er seinen Namen? Warum hörte er ihn nicht?

Tibaults Körper gehorchte ihm nicht länger, die Beine gaben unter ihm nach. Blutflecken sprenkelten den Boden, und es wurden immer mehr. Er wollte sich mit den Armen abfangen, aber er konnte nicht.

Er fiel.

Sein Kopf. Etwas stimmte nicht mit seinem Kopf. Kein Schmerz, nur ein seltsamer Druck an der Schläfe, wo Fauve ihn getroffen hatte. Ein leises Pfeifen saß in seinen Ohren. Gedämpft wie durch dicken Stoff hörte er die Stimme des Erzbischofs. Abgehackte Worte.

»... nicht der Mühe wert ... nicht einmal eine Verschwendung seiner Seele.«

»... kann dem Orden trotzdem noch nützlich sein«, erwiderte Vater Benoît. Sein Gesicht befand sich dicht vor Tibaults, sein Ausdruck schwankte zwischen Besorgnis und Zorn. »Du dummer, ungeschickter Junge!«

Lasst mich sterben, Vater, wollte Tibault sagen, *ich habe es verdient. Ich habe versagt*. Aber er konnte nicht sprechen. Nebliges Grauweiß breitete sich um ihn aus. Er spürte, wie Blut über sein Gesicht lief, spürte, wie sich Vater Benoît's große, schwielige Hand auf seine Schläfe legte. Das blaue Licht, das um seine Finger spielte, schmerzte in seinen Augen. »Ich habe dich aufgezogen«, sagte die vertraute Stimme, noch immer verzerrt. »Der Orden hat viel in dich investiert. Ich werde nicht zulassen, dass du ...«

Die Worte verschwammen. Nebel füllte nun alles. Bilder glitten an Tibault vorbei, Dinge, die er erlebt hatte, Kämpfe, Vater Benoît's Gesicht, die Fensterbilder im Großen Dom, zuletzt das Lächeln der jungen Nonne. Er hatte sie nur einmal gesehen, trotzdem wünschte er, sie würde kommen und ihn noch einmal so anlächeln.

Durch den Nebel schritt eine Frau in einem langen, weißen Gewand lautlos auf ihn zu. Das war nicht die Nonne, sondern eine Fremde. Als sie sich über ihn beugte, fiel ihr schimmerndes Haar kühl auf seinen erhitzten Körper. Nun war es nicht mehr Vater Benoît's Hand, die auf seinem Gesicht lag. Es war ihre.

»Mein schöner Ritter vom Weißen Weidenzweig«, flüsterte sie, und trotz der Schande seines Versagens fühlte er sich geborgen bei ihr.

Er streckte die Hände nach ihr aus, wollte sie berühren, doch sie lächelte und zerfloss vor ihm.

Nur Dunkelheit blieb.